
Newsletter des Institut Kirche und Judentum - Pessach 2020



Inhaltsverzeichnis

Aus dem Inhalt:

Grußwort des Institutsleiters

Abschied und Neubeginn

Zum 80. Geburtstag Prof. Peter von der Osten-Sacken

und vieles mehr



Grußwort des Institutsleiters

L'Shana Haba'ah B'Yerushalayim (לשנה הבאה בירושלים), „nächstes Jahr in Jerusalem“ – dieser traditionelle Abschluss des Seder-Abends wird in diesem Jahr noch einen ganz anderen Klang als sonst haben. Denn in diesem Jahr kann man aus dem Ausland gegenwärtig nur nach Jerusalem fahren, wenn man dort eine Meldeadresse nachweisen kann und vierzehn Tage in strikte Quarantäne zu gehen bereit ist. Ich selbst bin zum ersten Mal seit über fünfundzwanzig Jahren im März nicht in Jerusalem gewesen, um dort Vorlesungen zu halten und mich mit Menschen zu treffen, sondern saß für die Zeit vor dem Schirm meines häuslichen Computers, durch Skype mit meinen Studierenden verbunden und hatte doch allerlei Mühe, direkte Reaktionen auf meine Ausführungen an den Gesichtern abzulesen. Die waren einfach viel zu klein. „Nächstes Jahr in Jerusalem“ ist in diesem Jahr viel mehr als eine Selbstverständlichkeit, eher eine Hoffnung, auch eine Bitte. Aber ob Hoffnung wie Bitte Wahrheit werden im nächsten Jahr, hängt vom Verlauf einer

Pandemie ab und niemand traut sich gegenwärtig, die nächsten Monate vorherzusagen.

Wenn man am häuslichen Schreibtisch sitzt und nicht durch den Jerusalemer Frühling spaziert wie sonst, wird einem erst deutlich, wie wichtig dieser jährliche Auffrischkurs vor Ort ist und wie wichtig mir die Begegnungen mit den Kolleginnen und Kollegen dort sind. Durch meine vielen Aufenthalte kenne ich Menschen aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen. Da ist eine Stiftung, die als Think Tank die demokratische Gesellschaft und Rechtsstruktur des Landes beobachtet und an deren Sitzungen immer wieder höchst eindruckliche Expertinnen und Experten teilnehmen – beispielsweise Richterinnen und Richter des Obersten Gerichtshofs, die in ein interessantes Zwiegespräch mit Militärs eintreten, das gerade deswegen ganz offen geführt wird, weil die Inhalte vertraulich bleiben. Da sind Kolleginnen und Kollegen aus der Israelischen Akademie der Wissenschaften, mit denen man beispielsweise in einer Arbeitsgruppe sehr klug über den Zusammenhang von Wassernutzung und Friedensverantwortung im Nahen Osten nachdenken kann und erkennt, dass die Freiheit der Wissenschaft zusammen gehen kann mit politischer Verantwortung. Und natürlich beeindruckt mich immer wieder Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen von der Hebräischen Universität, die von der strengen Wissenschaft plötzlich umschlagen in religiöse Fragen. Mittagessen am Schabbat. „Was bedeutet Dir der Segensspruch, den Du da gerade sprichst?“. „Betest Du denn nicht bei Tisch?“.

Ich hoffe sehr, dass ich nächstes Jahr wieder im März in Jerusalem sein werde – die ersten Termine sind schon verabredet. Allerdings werde ich nächstes Jahr nicht mehr als Professor für antikes Christentum und Mitglied der (Evangelisch-)Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin in Jerusalem sein, wenn wir denn wieder reisen können, sondern als Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Um dieses wunderschöne Amt ausüben zu können, in das ich Ende November letzten Jahres gewählt wurde, werde ich ab dem 1. Oktober 2020 von meinem Hauptamt als Professor an der Humboldt-Universität für eine Amtszeit von fünf Jahren beurlaubt und ganz in eine der spannendsten Aufgaben der Wissenschaftsadministration unseres Landes wechseln. Natürlich bleibe ich auch in dieser Aufgabe weiter evangelischer Theologe und Pfarrer, werde weiter in meinen vertrauten Gebieten forschen und Gottesdienste halten – und einstweilen auch weiter mit unserer neuen Stiftungsprofessorin Karma Ben Johanan gemeinsam das Institut Kirche und Judentum leiten. Die Zuständigen der hiesigen Landeskirche, die für die Besetzung dieser Leitungsposition des Instituts (eines sogenannten An-Instituts der EKBO an der Humboldt-) verantwortlich sind, haben wie auch die Verantwortlichen der EKD sehr darum gebeten, dass ich in den gegenwärtigen aufregenden Zeiten diese Aufgabe weiterführe und ich habe gern eingewilligt, weil mir die Aufgabe in den Jahren seit 2015 sehr ans Herz gewachsen ist. Natürlich freue ich mich auch sehr auf die vielen neuen Möglichkeiten, die unsere neue Stiftungsprofessorin aus Jerusalem für die Institutsarbeit eröffnet. Schließlich dürften die vielfältigen neuen Begegnungen mit einer Welt außerhalb von Kirche und Theologie, die mir in den nächsten Jahren bevorstehen, die Institutsarbeit ja auch eher bereichern.

Nicht nur im Blick auf meine Person gibt es von Veränderungen zu berichten. Aline Seel, die mit viel Schwung für einige Zeit im Institut gearbeitet hat, wechselt zum 1. April als Pfarrerin an die St. Nikolai-Kirche in Potsdam und unsere guten Wünsche begleiten sie auf diese neue Stelle. Ihre Position an unserem Institut war – wie an Theologischen Fakultäten allgemein üblich – für die Zeit zwischen dem Abschluss des Vikariates und dem Antritt der ersten Pfarrstelle begrenzt und so hoffen wir darauf, dass wir bald wieder eine Person auf einer Pfarrstelle im Entsendungsdienst zugewiesen bekommen. Denn für die Verbindung zur kirchlichen Praxis hin sind allemal Pfarrerinnen und Pfarrer besser geeignet als Professoren, denen schlicht schon die Zeit fehlt, sich ganz auf diese Aufgabe zu konzentrieren, die so unmittelbar zur Aufgabe des Instituts seit Gründungszeiten gehört. Umso mehr freut uns, dass in diesem Newsletter noch ein Abschiedsgruß von Aline Seel zu lesen ist. Gleichmaßen ist Anlass zur Freude, dass Theresa Dittmann, derzeit Vikarin in der Kirchgemeinde Neu-Westend in Berlin, die von Frau Seel so energisch gemeinsam mit der Eberhard-Ossig-Stiftung veranstaltete Lesereihe „Besser lesen als besserwissen“ weiterführt, auch dazu in diesem Newsletter ein Beitrag.

In Berlin beginnt nicht nur Karma Ben Johanan ihre Arbeit an der Humboldt-Universität; vielmehr werden auch eine ganze Reihe von bewährten Kräften, die in Berlin über das Judentum an den Universitäten geforscht haben, endgültig pensioniert – so dass sich in den nächsten Jahren die Landschaft neu konfigurieren wird und das Institut Kirche und Judentum mitten drin. Indem wir uns verändern, bleiben wir aber dem weiter verpflichtet, was unsere Mission von Anfang an war. Unser zweiter Leiter, Peter von der Osten-Sacken, hat vor kurzem einen runden Geburtstag gefeiert und daher ist der Geburtstagsgruß aus der Wochenzeitung „Die Kirche“ (verbunden mit den herzlichsten Segenswünschen) auch in diesem Newsletter nachzulesen. Osten-Sacken hat viele Studierende, aber auch viele Menschen in Gemeinden geprägt und ihnen nicht nur das Judentum als einen unverzichtbaren historischen Hintergrund des Christentums vermittelt, sondern auch seine bleibende theologische Bedeutung.

L'Shana Haba'ah B'Yerushalayim (לשנה הבאה בירושלים), „nächstes Jahr in Jerusalem“ ist nicht nur eine sentimentale Erinnerung oder ein bloßer frommer Wunsch. Ich erinnere mich gut an eine Anekdote, die mir einer meiner Tübinger akademischen Lehrer weitergegeben hat. Wir sprachen damals in einem Seminar über eine Passage aus dem Römerbrief des Apostels Paulus, der wiederum seine Hebräische Bibel, unser Altes Testament in griechischer Fassung zitiert: „Es wird kommen aus Zion der Erlöser“ (Römer 11,27; vgl. Jesaja 59,20 und Jeremia 31,33). Es kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass Paulus die endgültige Wiederkunft Jesu Christi in Jerusalem erwartete, ganz in Übereinstimmung mit dem Judentum seiner Zeit. Was hat uns das aber heute zu sagen? Die Anekdote, die ich erzählen will, stammt aus einem der privaten Zusammenkünfte für Studierende, die der Göttinger Systematische Theologe Emanuel Hirsch in seiner Wohnung veranstalten musste, weil er nach 1945 aufgrund seiner tiefen institutionellen wie inhaltlichen Verwicklung in den Nationalsozialismus nicht mehr an einer Universität lehren durfte. Hirsch fragte die praktisch ausschließlich männlichen Studenten, die sich um

ihn scharten, was heute von dieser Aussage des Apostels Paulus zu halten sei – und beantwortete seine Frage der Einfachheit halber gleich selbst: Das sei Quatsch und sonst nichts. Die durch einen glaubwürdigen Zeugen mir als Student in Tübingen überlieferte Geschichte spielt, wohlgemerkt, nicht in den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern in den frühen sechziger Jahren. Sie demonstriert, mit welcher finsternen Entschlossenheit da die „Umformung des christlichen Denkens in der Neuzeit“ exekutiert wurde (ein zentraler Begriff der Theologie von Hirsch) und wie wenig da aus den Katastrophen solcher „Umformung“ im zwanzigsten Jahrhundert gelernt wurde. Die paulinische Passage mutet uns aber nicht nur zu, die Anfänge unseres Glaubens beim Volk Israel zu sehen und seiner besonderen Geschichte, sondern gerade auch das, was uns Christenmenschen besonders wertvoll ist, als jüdisch wahrzunehmen und darüber in das Gespräch mit dem Judentum unserer Tage einzutreten. Ein neutestamentlicher Kollege von Hirsch in Göttingen (Joachim Jeremias – Hirsch hat ihn übrigens nach dem Zeugnis der Familie bei der Gestapo angezeigt) schreibt am Ende seiner unvollendet gebliebenen „Neutestamentlichen Theologie“ (3. Aufl., 1979, S. 295): „Golgatha ist nicht überall, sondern es gibt nur Ein Golgatha, und es liegt vor den Toren Jerusalems“. Das Judentum lässt sich aus dem Christentum nicht als angeblich in der Allgemeinheit überwundene Besonderheit dispensieren oder jedenfalls nur um den Preis des Identitätsverlustes verabschieden. Und der paulinische Satz aus dem Römerbrief provoziert uns mit der Zumutung, dass das mit der Heilsbedeutung des Judentums auch in alle Ewigkeit so bleiben wird.

Die stillen Tage, in die uns gegenwärtig eine Pandemie bringt, bieten Gelegenheit, solche Züge biblischer Texte die uns auf Israel und das Judentum weisen, nicht vorschnell als Quatsch oder Teil eines angeblich überwundenen mythologischen Weltverständnisses zu verabschieden, sondern als ein heilsames Angebot Gottes, das über gutes Leben und Sterben, über tröstliche Hoffnung für Gegenwart und Zukunft orientieren will. In diesem Sinne wünsche ich allen, die unseren Newsletter lesen, erst einmal viel Gesundheit, dann aber auch tröstliche und stärkende Erfahrungen in diesen schwierigen Tagen. Es ist ein vielleicht auf den ersten Blick überraschender Gedanke, dass man seinen Nächsten am besten dadurch hilft, dass man sich von ihnen zurückzieht. Aber in der Zurückgezogenheit kommt man ja dann auf so phantasievolle Ideen wie die, Menschen aus Risikogruppen einfach mal etwas vor die Tür zu stellen und sich zurückzuziehen, ohne auf Dank zu warten. Wenn man biblische Weisung und Verheißung nicht einfach als Quatsch abtut, kann sie die Phantasie freisetzen, die Phantasie, sich für andere Menschen einzusetzen und das wünsche ich auch allen, die die folgenden Beiträge lesen. Und natürlich auch viel von der Erfahrung, dass gerade jüdische Beiträge zur Erklärung biblischer Texte unsere Phantasie besonders anzuregen vermögen.

Berlin, im April
2020

Christoph Markschieß



Zum Geburtstag von Professor Peter von der Osten-Sacken

Als Peter von der Osten-Sacken, der am 3. März 2020 seinen achtzigsten Geburtstag feiert und von 1974 bis 2007 das Institut Kirche und Judentum geleitet hat, in Göttingen, Kiel und Heidelberg Theologie studierte, dominierte an vielen Fakultäten noch eine Sichtweise auf Jesus von Nazareth und die Anfänge des Christentums, die sich mit dem Namen von Rudolf Bultmann verbindet. Bultmann, der niemals das Heilige Land, Israel oder Palästina besucht hat und den Rückbezug auf den historischen Jesus für methodisch schwierig und theologisch unerheblich hielt, zog mangels Kenntnissen jüdische Quellen zur Auslegung des Neuen Testaments praktisch nicht heran (und seine berühmte Marburger Arbeitsgemeinschaft zur Lektüre paganer antiker Quellen arbeitete nur auf der Basis von Übersetzungen). Peter von der Osten-Sacken wurde dagegen in einem wissenschaftlichen Milieu erzogen, in dem die Beschäftigung mit dem Judentum als dem religiösen und kulturellen Umfeld, in dem Jesus lebte und die Bewegung entstand, die ihn als Messias bekannte, immer schon selbstverständlich war. Deswegen vertrat er auch nie, was lange Konsens unter deutschen Neutestamentlern war – von der Osten-Sacken definierte das, was die Originalität Jesu ausmachte und ausmacht, nie in Abgrenzung vom Judentum, sondern stets im Dialog mit antiken und mittelalterlichen jüdischen Quellen, aber auch gemeinsam mit dem Judentum unserer Tage. Neben vielen neutestamentlichen Veröffentlichungen vor allem zum Apostel Paulus und seiner Theologie (zuletzt 2019 ein Kommentar zum Brief des Paulus an die Gemeinden in Galatien) umfasst sein Oeuvre Arbeiten zu einer staunenswerten Breite von Themen, die stets ebenso originell wie gründlich in den Blick genommen werden. So erschließen seine Beiträge jüdische Texte (aus dem Gebetbuch, dem Siddur, oder von Rabbi Akiva) und bringen sie neu ins Gespräch mit der reformatorischen Tradition, insbesondere mit Martin Luther. Peter von der Osten-Sacken hat aber auch ganz grundlegende Beiträge zur Theologie und Methodologie des christlich-jüdischen Dialogs vorgelegt, die sehr weite Beachtung gefunden haben. Schließlich hat er sich auch immer wieder mit der Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen und den schlimmen Tiefpunkten dieser Geschichte beschäftigt oder Forschungen zu diesem Thema angeregt. Und dazu kommt der Brückenbau zu vielen jüdischen Kolleginnen und Kollegen in Israel, aber auch in den Vereinigten Staaten – viele lehrten im Rahmen der von ihm begründeten christlich-jüdischen Sommeruniversität zuerst an der West-Berliner Kirchlichen Hochschule und dann an der Humboldt-Universität und motivierten Studierende, sich selbst weiter zu qualifizieren und ein Jahr in Jerusalem zu studieren. Der Jubilar ist vielfach ausgezeichnet, zwei Ehrendoktorwürden von jüdischen und römisch-katholischen Einrichtungen, dazu 2005 die Buber-Rosenzweig-Medaille und 2016 der Moses-Mendelssohn-Preis des Landes Berlin. Wenn nicht alles täuscht, freut den ebenso liebenswürdigen wie bescheidenen Wissenschaftler aber am

meisten, wenn weiter energisch an der Intensivierung der christlich-jüdischen Beziehungen in der engagierten wie gelehrten Weise weitergearbeitet wird, die man am besten bei ihm studieren kann. Mazel tov, viele Segenswünsche zum Geburtstag!

Den vorliegenden Text veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung der Evangelischen Wochenzeitung "Die Kirche".



Ein Abschied ...

Liebe Leserinnen und Leser,
nach nun gut zwei Jahren am Institut Kirche und Judentum war es Zeit für mich adieu zu sagen. Seit dem 1.4. bin ich Pfarrerin in der Potsdamer Nikolaikirche.

Die zwei Jahre meines Entsendungsdienstes am IKJ waren eine wertvolle und lehrreiche Zeit. Es war meine erste Pfarrstelle, die ich weder missen möchte noch vergessen werde. Ich habe mit einer halben Stelle hier gearbeitet und mit der anderen halben Stelle an der Ev. Luisengemeinde in Charlottenburg.

Meine Aufgabe war in erster Linie, das Gespräch mit Gemeinden zu Themen des jüdisch-christlichen Gesprächs zu suchen. Ich war zu Gast in Konventen und bei Gemeindeformaten unterschiedlichster Art. Zudem habe ich u.a. beim Netzwerk antisemitismuskritische und rassismuskritische Theologie und Religionspädagogik (<http://narrt.eaberlin.de>) mitgearbeitet und im Vorstand der AG Juden und Christen des Deutschen Evangelischen Kirchentages (<https://www.ag-juden-christen.de>). In meiner Zeit hier ist außerdem etwa die Broschüre „Amen. Impulse aus dem jüdisch-christlichen Gespräch für evangelische Gottesdienste“ entstanden.

Vieles wäre darüber hinaus zu nennen. Wichtig an dieser Stelle ist mir aber in erster Linie deutlich zu machen, dass es in unserem Arbeitsbereich unglaublich viel zu tun gibt und dass ich froh bin, dass und wie ich meinten Teil dazu beitragen durfte.

Als bei einem Gemeindeabend mit mir etwa ein Gemeindemitglied erstaunt rief: „Ich wusste gar nicht, dass es auch im Alten Testament um LIEBE geht!“ - wurde mir einmal mehr klar, wie wichtig hier Bildungsarbeit ist. Diese Person war sichtlich irritiert und durcheinander - eine produktive Irritation in meinen Augen. Hier wurde hoffentlich ein kleines Senfkorn für einen weiteren Glaubensweg gesät. Vielleicht gelingt es uns ja eines Tages, dass wir in unserem christlichen Glauben das Judentum nicht mehr als Negativfolie missbrauchen, sondern es vielmehr als theologisch und menschlich ernstzunehmenden Gesprächspartner wahrnehmen?

Ich habe versucht, gerade das Gespräch mit Jüdinnen und Juden meiner Generation zu suchen. Mich hat interessiert, wie Jüdinnen und Juden in meinem Alter in unserem Land leben und glauben und ich war fasziniert von der Mischung von Vorsicht und Neugier, die diese Begegnungen geprägt hat. Ich habe gelernt, dass der derzeitige Generationswechsel im jüdisch-christlichen Gespräch viel Energie und Mut braucht und ein Interesse an dem, was uns an Beziehungsgeschichte im Rücken ist. Mir ist zugleich klar geworden, wie zahlreich die Herausforderungen sind, vor denen wir gemeinsam stehen. Es kann viel Freude machen, die Welt die wir teilen, gemeinsam zu gestalten und Stück für Stück - mit Gottes Hilfe! - zu einer besseren zu machen.

Meine Arbeit hat durchgängig geprägt, dass mir wichtig war, dass wir über die Beziehung von Judentum und Christentum nie abstrakt oder rein theoretisch sprechen. Der Kern unsere Auseinandersetzung muss bzw. darf immer unser Glaube, also unsere Gottesbeziehung sein - ansonsten bleibt unser Gespräch hohl und ohne Wirkung! Es ging mir so immer um die Frage, wie wir von Gott reden und wie wir mit Gott leben. Eine wunderbare pfarramtliche Aufgabe also! Ich glaube, die Wissenschaft ist angewiesen auf Orte gelebten Glaubens, um auf Gedanken zu kommen und Boden in Glauben und Welt zu gewinnen. So bin ich froh, dass es die Arbeit des Instituts Kirche und Judentum gibt und ich sie für einige Zeit mitgehalten durfte.

Ich grüße Sie herzlich mit allen guten Segenswünschen und freue mich, wenn auch an neuem Orte, dem jüdisch-christlichen Gespräch verbunden zu bleiben.

Ihre Pfarrerin Aline Seel



... und ein Neubeginn

Auch wenn Pfarrerin Aline Seel das Institut verlässt, die von ihr initiierte Lesereihe Besserlesen als Besserwissen, die wir in Kooperation mit der Eberhard-Ossig-Stiftung veranstalten, wird es weiterhin geben.

Autoren, Kolumnistinnen, Blogger oder Journalistinnen – in dieser Lesereihe kommen ganz unterschiedliche jüdische Stimmen unserer Zeit zu Wort. Dadurch wird die Vielgestaltigkeit jüdischen Lebens in Deutschland erkennbar. Neben Literatur und Musik gibt es vor allem die ungezwungene Möglichkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen. Das schätze ich besonders an diesen Abenden, die meist fern von Eindeutigkeiten, selten belehrend und allemal unterhaltsam sind. Mich

persönlich fasziniert an jüdischer Literatur das häufig beeindruckende Zusammenspiel von Humor und Ernsthaftigkeit.

Als Mitglied des Kuratoriums freue ich mich darauf, dies im Namen des IKJ weiterzuführen.

Ich habe zunächst Erziehungswissenschaften und Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit in Nürnberg studiert, anschließend Theologie als Zweitstudium in Erlangen, München, Jerusalem und Berlin. Zurzeit bin ich Vikarin in der Kirchgemeinde Neu-Westend in Charlottenburg, momentan noch in Elternzeit.

Die christlich-jüdische Begegnung ist mir ein Herzensanliegen, da sie ins Zentrum der Theologie und meines Glaubens führt, und es nichts Spannenderes gibt, als unsere gemeinsamen Traditionen zu entdecken.

Es grüßt Sie herzlich,

Theresa Dittmann



Rabbiner Jehoschua Ahrens zum Pessachfest

Gedanken zu Pessach von Rabbiner Jehoschua Ahrens

Mit diesen Gedanken zum Pessachfest ein herzliches ‚Chag Pessach sameach‘! Ich grüße die Leser*innen des Newsletters des Instituts Kirche und Judentum und freue mich über all die produktiven Bemühungen, die es im jüdisch christlichen Gespräch gibt.

Der Dialog der Religionen ist in diesen Tagen in seiner Bedeutung kaum zu unterschätzen. Dialog ist kein Kuschelkurs! Es ist wichtig, dass wir streiten, Unterschiede benennen und uns gegenseitig in Frage stellen und dabei eben auch voneinander lernen und miteinander wachsen!

Pessach beginnt in diesem Jahr am Abend des 8. 4. und endet am Abend des 16. 4. Es überschneidet sich mit dem Osterfest. So sei an dieser Stelle auch allen christlichen Leser*innen dieses Newsletters ‚Frohe Ostern‘ gewünscht!

SEDER - Exklusive Runde

Wer G'tt ablehnt, ist vom Pessachmahl ausgeschlossen – ganz gleich, ob er Jude ist oder nicht

In der Toralesung zum ersten Tag Pessach (2. Buch Mose 12, 21–51) geht es um den ersten Seder in unserer Geschichte – sozusagen den Proto-Seder, während wir noch in Ägypten waren. Nach dieser Nacht erfüllte sich die zehnte Plage, und die Erstgeborenen der Ägypter starben, weil sie nicht das Blut des Pessachlammes an

ihren Türen hatten, das sie schützen würde. Schließlich zog das jüdische Volk aus Ägypten in die Freiheit.

Seit dieser Zeit erinnern wir uns an diese entscheidende Nacht, in der wir von Sklaven zu freien Menschen wurden. Während der Zeit der Tempel feierten wir Pessach als großes Wallfahrtsfest in Jerusalem und brachten das Pessachopfer. Heute haben wir den Sederabend, an dem wir noch einmal die ganze Geschichte der Sklaverei und der Freiheit nacherzählen.

Gilt diese Freiheit aber eigentlich nur für Juden? Sind Nichtjuden vom Pessachfest ausgeschlossen? In der Toralesung stehen gegen Ende folgende Verse: »G'tt sprach zu Mosche und Aharon: Dies ist die Bedingung des Pessach: Kein Fremder darf davon essen. Und jeder für Geld erworbene Knecht eines Mannes, den musst du beschneiden, dann darf er essen. Ein geduldeter Beisasse und Tagelöhner darf nicht davon essen« (12, 43–45).

BUNDESSCHLUSS Auf den ersten Blick scheint Pessach also exklusiv für uns Juden zu sein, und Fremde werden explizit ausgegrenzt. Es geht aber gar nicht um den Fremden als vielmehr um Götzendienst, der von Pessach ferngehalten werden soll. Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808–1888) erklärt in seinem Kommentar zu Vers 43, dass die Pessachfeier der ewig zu erneuernde Bundesschluss mit G'tt ist. Aus diesem Grund müssen alle, die daran teilnehmen, sowohl national, also durch »Geburt, Hörigkeit oder Wahl«, als auch durch ihre Gesinnung diesem Bund angehören.

Daher heißt die Bezeichnung des Fremden hier im Hebräischen »Ben Nechar« und nicht »Nochri«. Ben Nechar bezeichnet »das unjüdische, heidnische Wesen, das Heidentum, nicht den Heiden«, schreibt Hirsch. Ben Nechar sei »derjenige, der entweder durch Geburt oder durch das Prinzip seines Wandels dem Heidentum angehört«.

Folgerichtig ist nach dem Kommentar von Raschi (1040–1105) jeder ausgeschlossen, dessen »Handlungen seinem Vater im Himmel entfremdet sind (Talmud Sewachim 22b) – und es ist sowohl ein Nichtjude als auch ein abtrünniger Jude darunter zu verstehen«.

VERTRAUEN Es geht hier also nicht um einen Ausschluss von Nichtjuden, sondern um den Kontrast zwischen Menschen, die nach G'ttes Regeln leben, und jenen, die G'tt ablehnen. Es verhält sich genauso wie beim Auszug aus Ägypten zwischen dem jüdischen Volk einerseits, das an G'tt glaubte und Ihm vertraute, und dem ägyptischen Volk andererseits, das G'tt ablehnte und seine Hoffnungen auf den Pharao setzte. Daher sind Juden, die sich vom Judentum abgewandt haben, vom Pessach ausgeschlossen. Und Nichtjuden, die sich dem Judentum zugewandt haben, sind ein Teil des Pessach. Das passt auch zur Logik des Textes unserer Toralesung, in der es gerade einige Verse vorher heißt: »Auch eine große gemischte Menge zog mit ihnen hinauf« (12,38), also verschiedene Nationen, die sich dem Volk Israel beim Auszug aus Ägypten anschlossen, wie es Raschi erklärt.

In seinem Kommentar zu Vers 44 betont Rabbiner Hirsch darüber hinaus, dass das jüdische Volk in seiner »Willkommenskultur« sogar weiter ging als jedes andere Volk. Selbst der Sklave, der überall sonst ein schlimmes Los hatte, fand im Haus von Juden »eine Freistätte«. Dort sei er »gesetzlich vor Misshandlungen geschützt« gewesen und habe, wenn er wollte, durch Beschneidung und Mikwe dem jüdischen

G'ttesbund angehört. »Er war wie die Kinder ein Glied des Hauses« und nahm wie sie am Pessachopfermahl teil, welches das G'ttesvolk konstituierte.

GEGENWART Und wie ist es heute? Zunächst ist wichtig zu betonen, dass Nichtjuden natürlich grundsätzlich bei unserem Pessachseder als Gäste dabei sein dürfen. Das Judentum ist Nichtjuden gegenüber generell positiv eingestellt. Zwar gibt es auch negative Aussagen, die aber nicht überwiegen.

Die Vorgeschichte von Pessach, die Sklaverei in Ägypten, ist Auslöser für beide Haltungen: In der Haggada heißt es, dass es in jeder Generation Menschen gibt, die uns vernichten wollen. Diese Aussage in Verbindung mit einem Leben als Minderheit mit Diskriminierungen und Verfolgungen hat immer wieder zu negativen Äußerungen gegenüber Nichtjuden geführt. Solche Stellen im Talmud oder anderen rabbinischen Werken muss man aber in ihrem historischen Kontext betrachten, und sie werden heute auch so interpretiert.

Gerade die Sklaverei in Ägypten ist Ansporn für uns Juden, dem Fremden gegenüber offen zu sein. Schon kurz nach dem Auszug aus Ägypten heißt es in der Tora: »Du sollst einen Fremden nicht bedrücken, weil du die Gefühle des Fremden kennst, denn fremd warst du im Land Ägypten« (2. Buch Mose 23,9). Das bedeutet: Gerade wir Juden sollten verstehen, wie sich ein Fremder fühlt, wie sich jemand fühlt, der diskriminiert oder ausgeschlossen wird, weil wir das selbst durchgemacht haben oder noch durchmachen. Genau darum sollen wir einem Fremden gegenüber positiv eingestellt sein.

In der positiven Haltung zu einem Nichtjuden ist die rabbinische Literatur sehr klar: Die Tosefta (Sanhedrin 13,2) macht deutlich, dass auch die Gerechten aus den nichtjüdischen Völkern einen Anteil an der kommenden Welt haben. Und im Talmud (Gittin 61a) heißt es: »Man ernähre die Armen der Nichtjuden mit den Armen Israels, man besuche die Kranken der Nichtjuden mit den Kranken Israels und begrabe die Toten der Nichtjuden mit den Toten Israels, des Friedens wegen.« Worauf es ankommt, ist nämlich nicht, welcher Religion wir angehören, sondern wie wir uns verhalten und wie ethisch wir leben. Der Midrasch Tanna devei Elijah formuliert es so: »Sei es ein Jude oder ein Nichtjude (...), allein nach ihren Werken ruht der Geist der Heiligung auf ihnen.«

Genau das ist auch der Kern der ursprünglich diskutierten Zitate aus der Toralesung zu Pessach: Egal ob es von jüdischer oder nichtjüdischer Seite kommt – die Mentalität des Götzendienstes, symbolisiert durch das korrumpierte und verdorbene Ägypten, hat keinen Platz bei uns am Sedertisch. Die Mentalität der Freiheit und Gerechtigkeit aber ist hochwillkommen.

Jehoschua Ahrens ist orthodoxer Rabbiner und arbeitete zuletzt in Düsseldorf. Nach dem Abitur studierte er European Studies und Internationales Management, arbeitete als Marketingmanager, um dann ein Theologiestudium in Israel zu beginnen. Derzeit erforscht er an der Universität Luzern alles rund um die Konferenz von Seelisberg von 1947. Damals arbeiteten jüdische und christliche Theologen die Ursachen für den christlichen Antisemitismus auf. Die Konferenz führte zur Gründung des Internationalen Rats der Christen und Juden (ICCJ). Ahrens ist seit Jahren im jüdisch-christlichen Gespräch aktiv und u.a. Mitverfasser der Erklärung orthodoxen Rabbiner "Den Willen unseres Vaters im Himmel tun". Hier stehen die gemeinsamen Herausforderungen unserer Zeit im Zentrum, vor

denen Judentum und Christentum gleichermaßen stehen. Die Rabbiner schreiben in diesem Dokument zudem, dass das Christentum "weder ein Zufall, noch ein Irrtum (...), sondern göttlich gewollt und ein Geschenk an die Völker" sei.

Der veröffentlichte Text erschien außerdem in der Jüdischen Allgemeinen.

Was Pfarrer*innen so machen

An dieser Stelle veröffentlichen wir in loser Folge Formen unterschiedlichsten Engagements, die es in unserer Kirche unter Pfarrerinnen und Pfarrern im jüdisch-christlichen Gespräch gibt. Dieses Mal freuen wir uns, Auszüge aus einem Interview mit Dr. Christian Staffa aus der Jüdischen Allgemeinen zu veröffentlichen.

Dr. Christian Staffa ist Pfarrer im Ehrenamt und Mitglied unseres Kuratoriums. Er arbeitet an der Evangelischen Akademie zu Berlin und wurde jüngst Antisemitismusbeauftragter der Evangelischen Kirche. In der Jüdischen Allgemeinen sprach er mit Ayala Goldmann über sein Amt, den Dialog und die Aufgaben, vor denen wir stehen.

Herr Staffa, Sie haben unlängst gesagt, alle Christen müssten Antisemitismusbeauftragte sein, wenn sie die biblische Botschaft richtig interpretieren. Wozu braucht die Evangelische Kirche in Deutschland dann eigentlich Sie?

Weil das leider nicht die gegenwärtige Wirklichkeit ist. Meine Beauftragung ist so gemeint, dass ich mich um die antijüdischen Anteile in unserem eigenen System kümmere und nicht nur zum Fenster hinausrede.

(...)

Wie wurde Ihre Beauftragung von Christen aufgenommen?

Viele schrieben mir auf Facebook, ich sei ...

Wir danken der Jüdischen Allgemeinen, dass wir dieses Interviews in unserem Newsletter veröffentlichen dürfen. Lesen Sie das Interview auf [hier auf unserer Webseite](#) weiter:

Weitere Informationen finden Sie [hier](#).

Bis zum nächsten Mal!

Lieber Leser*innen des IKJ-Newsletters, auch wenn wir uns dieses Mal auf Grund technischer Anlaufschwierigkeiten im Homeoffice leider etwas verspätet haben und unsere Festgrüße nachträglich kommen, so hoffen wir doch, dass Ihnen die von uns ausgewählten Neuigkeiten ein spannendes Lesevergnügen bereitet haben. Inzwischen ist – seit dem Ende der jüdischen und christlichen Festtage – schon wieder so viel passiert, dass ein eigener Newsletter damit gefüllt werden könnte. Besonders bewegt hat uns in den letzten Tagen, dass eine verbreitete und von der dänischen Bibelgesellschaft vertriebene Bibelübersetzung, die die Bibel in die Alltagssprache übersetzen will (der Titel lautet in deutscher Übersetzung: „Bibel 2020“) grundsätzlich das Wort „Israel“ streicht – und das mit der Begründung, mit dem Christentum wenig oder gar nicht vertraute Menschen könnten das in beiden Teilen unserer Bibel erwähnte „Israel“ mit dem Staat gleichen Namens verwechseln. Man liest diese Begründung leicht fassungslos – natürlich macht es Mühe, das, was biblische Bedeutungen des Wortes und den heutigen Staat verbindet und was auch unterscheidet, zu erklären. Aber darf man angesichts des wieder lauten Antisemitismus (ein schreckliches Beispiel aus den letzten Tagen: eine Online-Gedenkveranstaltung der Israelischen Botschaft wurde von Neo-Nazis gestört, die sich einschalteten und Fotos von Hitler zeigten) und der meist mehr als naiven Kommentierung nahöstlicher politischer Zusammenhänge gerade in kirchlichen Kreisen sich wirklich jeden Versuch sparen? Auch eine Bibel in Alltagssprache kann Erläuterungen oder ein Glossar in Alltagssprache anbieten. Eine der Konsequenzen aus der Affäre um die dänische Bibelübersetzung könnte sein, dass wir unsere Bibelübersetzungen noch einmal ganz deutlich darauf hin durchsehen, ob Einsichten des jüdisch-christlichen Gesprächs in Form von Kommentierungen, Vorworten und Glossaren für verschiedene Bildungsschichten präsent gemacht werden und ob der Spielraum, den die Lexika für Übersetzungen bieten, bedacht und genutzt wurde. Das IKJ wird sich nach dem Maß seiner Kräfte und Kompetenzen beteiligen.

Am Ende dieses Newsletter, der aus dem Homeoffice kommt, soll aber der Wunsch stehen, dass wir die vergangenen Festtage nicht nur einfach im Rücken haben, sondern sie im Herzen tragen und sie uns Kraft und Mut schenken in sehr, sehr schwierigen Tagen. Das ganze Team wünscht alles Gute:

Bitte bleiben Sie gesund und hoffnungsfroh!
Ihr Team des Institut Kirche und Judentum

